

Lipper, als Reiseprediger geschickt. In Deutschland appellierte man an die Hilfe der einheimischen Pastoren, doch fanden diese offenbar keinen Zugang zu den lippischen Wanderarbeitern in ihren Sprengeln. So machte sich (erst) 1895 Pastor Alexander Zeiß aus Schmalenberg an die Niederelbe auf. Sein Bericht ist von großer Informationsfülle und zeugt von viel menschlichem und seelsorgerlichem Verständnis – keine Selbstverständlichkeit damals; er wird ausführlich zitiert. Darin betonte er die Notwendigkeit einer weiteren seelsorgerlichen Betreuung seiner Landsleute, um sie nicht der „glaubenslosen“ Sozialdemokratie in die Arme zu treiben. Zeiß blieb seiner neuen Aufgabe treu; er war zudem ein politischer Kopf und gab den Anstoß zur Gründung eines christlichen Gewerkvereins der lippischen Ziegler 1895. Anders als die freien Gewerkschaften umfaßte er Meister und Gesellen, setzte auf Zusammenarbeit mit den Ziegeleibesitzern und hatte eine betont christliche Orientierung. Tatsächlich konnte er lange einen Erfolg der sozialdemokratischen Agitation unter den Ziegler verhindern.

Die Autorin hat hiermit ein interessantes Stück christlicher Sozialpolitik dem Vergessenwerden entrissen. Auch wenn dieser Aspekt ihrer Arbeit in der Rezension in einer kirchengeschichtlichen Zeitschrift besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf, so erschöpft sie sich damit nicht. Zwar stehen die Arbeits- und Lebensbedingungen der Ziegler im Mittelpunkt ihrer Darstellung, aber man erfährt auch viel über die besonderen Rang- und Abhängigkeitsverhältnisse (besonders die Rolle der Meister) in der sich selbst organisierenden Lipperkommune, die während der gesamten Kampagne zusammenblieb, und die Rückwirkung dieser Wanderarbeitsform auf das soziale Leben zu Hause in Lippe, das in der Winterpause erst eigentlich zur Entfaltung kam. Der schwierige Übergang von vorindustriellen zu industriellen Produktionsweisen wird in einer gelungenen Zusammenschau technik- und sozialgeschichtlicher Aspekte an einem regionalen Beispiel exemplarisch dargestellt und erläutert.

Bernd Hey

*Thomas Martin Schneider, Reichsbischof Ludwig Müller, Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit* (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen, Band 19), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1993, 384 S., geb.

Eine Biographie über den früheren Reichsbischof Ludwig Müller darf in Westfalen schon deshalb auf Interesse rechnen, weil Müller – wie so mancher andere prominente Teilnehmer am Kirchenkampf – aus unserer Region stammte: 1883 in Gütersloh geboren, verbrachte er hier seine Kindheit und besuchte das Stiftische Gymnasium; nach dem Studium in Halle und Bonn, dem Vikariat in Gütersloh, der Hilfspredigerzeit in Herford und im Ruhrgebiet bekleidete er sein erstes (und einziges) Gemeindepfarramt in Rödinghausen (Kirchenkreis Herford). So hebt denn sein Biograph auch Müllers Prägung durch die Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung in Elternhaus, Schule und Gemeinde hervor, die, allerdings verflacht durch zunehmendes politisches Engagement, auch später sein Reden und Denken bestimmt habe. Zwar habe er die religiösen Vorstellungen der Erweckung nicht ungebrochen übernommen, aber die enge Verbindung von Politik und Religion, seine antisemitische Einstellung und das national-konservative Element hätten ihre Wurzeln ebendort.

Nun war Müller, wie schon die Zeitgenossen schnell erkannten, alles andere als ein tiefgründiger Theologe; in seinen Predigten, Reden und Schriften arbeitete er vielmehr mit oberflächlichen Versatzstücken theologischer Rhetorik, durchsetzt mit Erzählungen aus persönlichem Erleben und politischer Phraseologie. Immerhin war sein Glauben an Adolf Hitler und den Nationalsozialismus durchaus echt, und seine etwas naive Frömmigkeit kam anscheinend durchaus an, zumal Müller den rhetorischen Stil seiner Zeit beherrschte. Seine theologische Position ist entsprechend schwer zu bestimmen; Schneider versucht trotzdem, den Wandel von der Erweckung zu den radikalen Thüringer Deutschen Christen nachzuzeichnen, indem er vor allem die Reden und die drei Bücher Müllers einer gründlichen Analyse unterzieht: Hier liegt sicher ein bemerkenswerter Schwerpunkt der Arbeit (S. 284 ff.).

Schneider versucht, der umstrittenen Person des Reichsbischofs trotz aller nachträglichen Negativzeichnungen gerecht zu werden. In seinen Fähigkeiten und in seinem Ungenügen sei er eben doch so etwas wie ein „Prototyp für die allgemeine Mentalität und das allgemeine Denken der Deutschen Christen“ und eine Verkörperung jener „NS-Elite“, die in Hitlers Gefolgschaft an die Macht kam. Insofern war auch sein Weg als Marine- und Militärpfarrer, der ihn dann in Ostpreußen in Kontakt mit Hitler brachte, folgerichtig. Ein gut Teil Opportunismus, gesellschaftliche Gewandtheit und die richtige Mischung von konservativ-nationalistisch-protestantischen Grundüberzeugungen ließen Müller Karriere machen bis zu der Funktion des Reichsbischofs, der er dann nicht mehr genügen konnte. Hitler wiederum schätzte Müllers Loyalität und war für erwiesene Dienste nicht undankbar; so hielt er Müller auch nach dessen Entmachtung weiter im Amt. Damit aber blieb Müller, auch wenn er die Unterstützung des Führers und der Partei für seine Kirchenpolitik verloren hatte, noch ein schwer einzuschätzender Faktor in den Jahren ab 1935: Mit den Thüringer Deutschen Christen hatte er eine gewisse kirchliche Hausmacht; Göring, dessen Tochter er noch 1938 taufte, stand hinter Müller; mit Rosenberg verband ihn die gemeinsame Gegnerschaft zu Reichskirchenminister Kerrl. Durch eine unermüdliche Reise- und Redetätigkeit – von Schneider detailliert aufgelistet – blieb er somit für BK, DC und NSDAP eine beunruhigende Größe, wobei er sich und andere wohl über das Maß seines wirklichen Einflusses zu täuschen wußte.

Es ist ein Verdienst dieser Arbeit, daß sie den „Reichsbischof nach seiner Entmachtung“ (so das entsprechende Kapitel) so stark berücksichtigt. Schneider hat bewußt und ausdrücklich (S. 16) den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Jahre bis 1933 und dann wieder ab 1935 gelegt; die Phasen als Hitlers Bevollmächtigter und dann als Reichsbischof 1933–1935 sind in den Darstellungen über den Kirchenkampf (vor allem Klaus Scholder und Kurt Meier) bereits so ausführlich bearbeitet worden, daß Schneider in den betreffenden Kapiteln weniger Neues bieten kann. Für Müllers Zeit in Westfalen konnte er sich auf Vorarbeiten Ernst Brinkmanns stützen, für die Militärpfarrämter in Wilhelmshaven, Flandern, der Türkei, Cuxhaven, wieder Wilhelmshaven und dann Königsberg hat er durch gründliche Recherchen in diversen Archiven neue Erkenntnisse gewonnen (interessant Müllers Verhalten während des Kapp-Putsches und seine Vermittlerfunktion zwischen Hitler und den konservativen Kreisen in Ostpreußen). Deutlich wird dabei immer wieder, wie wenig Müller eine in sich schlüssige und konse-

quente Persönlichkeit war; sogar sein sich radikalisierender Antisemitismus, den Schneider in einem Exkurs besonders behandelt, kannte offenbar Lücken. Schneider stellt auch den oft behaupteten Selbstmord Müllers 1945 in Frage, der der siegreichen BK offenbar nur zu gut ins Konzept paßte. Zwar schließt er einen (dann aber mißglückten) Selbstmordversuch Müllers nicht aus, gibt aber doch die größere Wahrscheinlichkeit einer Kombination von ohnehin schlechtem Gesundheitszustand (Müller litt dauernd unter Herzbeschwerden), unzureichender medizinischer Versorgung und der besonderen Streßsituation im besetzten Berlin des Jahres 1945 (Müller wurde zweimal von russischen Behörden vorgeladen und vernommen).

Schneider hat seine Biographie Müllers, die als Dissertation an der Ev.-Theol. Fakultät der Universität Münster bei Professor Hauschild entstand, außerordentlich gründlich erarbeitet, wie Anmerkungen, Quellen- (allein 20 Archive) und Literaturverzeichnis belegen. Nach der Biographie Oberheids von Heiner Faulenbach (vgl. meine Rezension im vorjährigen Jahrbuch) liegt damit nun eine weitere Studie über einen führenden DC vor, die eine Lücke in der Kirchenkampfforschung schließt. Trotz Meiers Studie über die Deutschen Christen gibt es ja gerade hier noch einiges aufzuarbeiten. Die im übrigen gut zu lesende Arbeit verdient ihren Platz in der Veröffentlichungsreihe der Ev. Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte und eine entsprechende wissenschaftliche Resonanz.

Bernd Hey

*Leonore Siegele-Wenschkewitz/Carsten Nicolaisen (Hrsg.), Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen, Band 18), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1993, 429 S., geb.*

Relativ spät ist in der Kirchenkampfforschung nach der Rolle der evangelisch-theologischen Fakultäten in der NS-Zeit gefragt worden, und man kann verstehen, daß der Anstoß dazu nicht immer von den Fakultäten selbst kam. Immerhin haben einige inzwischen sich selbst Rechenschaft über ihre jüngere Geschichte gegeben, darunter auch die Münsteraner Fakultät, die anlässlich ihres 75jährigen Bestehens einen Sammelband (hrsg. v. Wilhelm H. Neuser) zur kritischen Selbstvergewisserung vorgelegt hat. Der jetzt vorliegende Band in der Reihe „Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte“ versammelt dagegen Beiträge über verschiedene Fakultäten (einschließlich Wien) im nationalsozialistischen Deutschen Reich; er ist das Ergebnis eines Projekts und Symposiums der Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte. Damit erlaubt er nicht nur einen fruchtbaren Vergleich zwischen der unterschiedlichen Situation und Entwicklung der behandelten Fakultäten, sondern auch den Blick auf unterschiedliche Forschungsansätze; hilfreich ist dabei die einführende „Problemanzeige“ vor Leonore Siegele-Wenschkewitz.

Für den nicht in diesem speziellen Forschungszweig bewanderten Nichttheologen bietet sich zunächst ein eher verwirrendes Bild, das wieder einmal belegt, daß auch bei gleichen Rahmenbedingungen und Voraussetzungen durch lokale Eigentümlichkeiten und personelle Konstellationen die Probleme sich unterschiedlich stellen und bewältigt werden konnten. Wie Trutz Rendtorff in seinem Beitrag betont, geht es ja bei solchen Untersuchungen nicht nur um theologische